

glichen oder den Schmelzbleid eines Buschfleppers, oder die schlaffe Haltung eines Hungerlebers gehabt hätte: es war nur, weil man es in Goslar damals sehr streng nahm. Der Herr Bürgermeister Hartmann hatte das Departement der Aufnahme der Fremden zu übernehmen und dieser Patriot schien die ganze Stadt Goslar für seinen Gesellschaftsalon und die umliegende Gegend für seinen Vorzimmer zu halten, wer an das Stadthor kam, mußte sich bei Sr. Magnificenz melden lassen und warten, bis es Hochherlehen gefiel, ihm den Eintritt zu gewähren. Das Glück, dem Herrn Bürgermeister auf diese Art bekannt zu werden, wurde unter Vergünstigung des zahlreicheren Unteroffiziers auch mir zuteil. Er nahm mir meinen Paß ab, der von dem Grafen X. zu Y. unterschrieben worden war, und fertigte mit denselben einen Mann von der Wache an den Bürgermeister ab.

So lange der Mann abwesend war, hatte ich Zeit, mich mit meinen Gedanken und den ersten Schutzregeln in Goslar zu beschäftigen. Ich hatte Zeit die Fülle dazu, denn ich mußte volle fünfundsünfzig Minuten warten, und außer dem Korporal und mir war in der ganzen Kube, die mein Auge umfaßte, kein menschliches Wesen zu erblicken. Dem alten Korporal sah man es an, daß diese Gelegenheit, seine seltene Pflicht zu erfüllen, ihm recht willkommen war, um durch das Ausgucken eines fremdländischen Erdenjoches die Einförmigkeit seines robinsonischen Postens endlich einmal angenehm unterbrechen zu können. Nach Verlauf der fünfundsünfzig Minuten erschien der Soldat endlich wieder, marschierte stramm auf mich los und fragte mit einer Steintorimme: „Wo ist der Herr Graf?“

„Ich weiß es nicht, antwortete ich verlegen und sah mich um, um vielleicht in der Kube, welche sich vor den Fenstern der Wachtstube befand, einen Grafen zu erblicken.“

Die Sache verhielt sich aber anders. Der Herr Bürgermeister hatte den Namen eines Grafen auf dem Paße gefunden, wahrscheinlich aber unter der Wacht wichtiger Umstände die Zeit nicht finden können, zu unteruchen, daß der Unterschreiber eines Passes und der im Paße Verschiedene zweierlei Personen sein müssen. Nach einer Voraussetzung, die außer in Goslar wohl beispielsweise sein dürfte, hatte er dem Soldaten befohlen, meine Beine mit einer Grafen zu behandeln und mich mit den bei der Goslarischen Wiltz üblichen Honneurs zu begrüßen. Dabei ließ seine Hochmuth mich noch besonders freundlich grüßen und bitten, mich wohl zu diversieren.

Ich wußte nicht, wie mir geschah, und völlig selbstvergessen taumelte ich durchs Thor in die Stadt, von der ich nun erzählen will, was ich über sie erfahren habe.

Goslar, eine kaiserlich freie Reichsstadt am Unterharze, amers des Rammelberges, wurde von Heinrich der Vogelfänger erbaut. Es muß dies nach 928 geschehen sein, denn im selben Jahre ließ Heinrich einen von ihm gefangenen König der Ungarn auf der Stelle hinrichten, wo jetzt der Wangelhof steht. Der Name dieses Königs wird in der Geschichte nicht genannt, als Ort wird ein Dorf im Rattofer

Wald voller Hüften und Bergwerke genannt. Auf der Stelle, wo der unglückliche Fürst sein Leben verlor, erbaut Heinrich einen Palast, in welchem sein Sohn und Nachfolger Otto Hof hielt. Zum Schluß gegen die zahlreichen Markgrafen, von welchen der Harz damals wimmelte, ließ Kaiser Konrad II. Goslar mit einer festen Mauer umgeben, welcher von Heinrich IV. 128 Thürme hinzugefügt wurden. Als Markgrafen und Bischof flepper kamen in jenen Zeiten besonders verurtheilt: die Grafen von Wernigerode, Stolberg, Mansfeld, Blankenburg u. d. m. Einem der letzteren, mit Namen Siegfried von Blankenburg, bekam indes kein Markgrafen thum übel. Im Jahre 1279 hatte er den Goslarern das Vieh vor der Weide getrieben und als er es im Jahre darauf nochmals versuchen wollte, nahmen ihn die Goslarer gefangen. Sie legten ihm als Buße auf, einen Thurm zu bauen, und dies soll der noch jetzt vorhandene Weberthurm sein, der folgende Inschrift trägt:

Mittelt du nicht genommen Kühe und Schweine,
So wärdt du nicht kommen herene.

Diese Geschichte ist einer handschriftlichen Chronik entnommen, ich will aber nicht unterlassen zu bemerken, daß sie mir den Vorgang nicht ganz correct wiedergibt scheint. Wahrscheinlich verhält sich die Sache so: Graf Siegfried, nachdem ihm die Goslarer beim Rauben hatten, wurde in dem Thurm gefangen gesetzt und mußte sich, um seine Freiheit wieder zu erlangen, verpflichten, als Viegeld so viel zu zahlen, als der Bau eines anderen neuen Thurmes kosten würde. Es geriet den Bürgern von Goslar zur Ehre, daß sie so glimpflich mit ihrem adligen Widersacher verfahren, da sie ihm doch ohne weiteres den Kopf abschlagen lassen konnten. Ohne Zweifel würde dieser Herr ganz anders verfahren haben, hätten die Goslarer sich einfallen lassen, ihm seine Kühe wegzutreiben. Er hätte, wenn er seiner habhaft geworden wäre, ohne diese Umstände höchst wahrscheinlich den ganzen goslarer Magistrat auf die nächsten Bäume hängen lassen.

Die deutschen Reichsstädte veranderten ihre Privilegien und Freiheiten ihrem Handel und ihrem Gewerbetriebe und der hieraus entspringenden Wohlhabenheit. Die letzte feste sie in den Stand den Kaiser und überhaupt den Wächtern ihrer Zeit vielfache Gefälligkeiten zu erweisen, wofür diese durch Verleibung von allerlei Gerechtigkeiten sich dankbar erwiesen. Ihre Wohlhabenheit wurde zu Zeiten aber auch eine Quelle großer Danksage für sie, denn sie reiste die Habgucht der Fürsten, unter denen es viele gab, die gar zu gern da ernteten, wo sie nicht gesät hatten. Das solchen Zuständen viel Haber und Weizen entzogen wurde, ist selbstverständlich, und auch Goslar blieb davon nicht verschont, ja es hat über solchen Haber seinen Reichthum und Glanz eingebüßt. Das letzte Mittel, eine widerwärtige Stadt zu zwingen, war in jener Zeit die Acht, die allerdings nur der Kaiser über sie verhängen konnte. Aber Fürsten und Grafen, welche es auf die Vererbung oder Demüthigung einer Stadt abgesehen hatten, wußten es in der Regel durchzusetzen, daß die Achteklärung erfolgte. Eine in die Acht erklärte Stadt war von jeglichem Verkehr abgesperrt, ihr wurde alles genommen, was

Tübinger. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. Lieferung 47, 48 und 49. Verlag von Gebrüder Körner in Stuttgart.

* Schwarz, Dr. Bernh. Von deutschen Exil im Stythenlande. Erlebnis, Klagen und Aufklarungen aus der Dobruvicha. Leipzig, Paul Proßberg. Preis 2 1/2 M.

* Illustriertes Gelandebuch Lexikon. Ein populäres Handbuch für Jedermann, bearbeitet von Dr. med. Josef Ruff, Herausgeber in Freiburg. Mit 400 Abbildungen. Vierte Auflage. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart, H. Schulz und Comp. Verlag.

* Magen und Nauge in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenseitigen Beziehungen. In 85 Grundfragen nebst Tagesblatt von Dr. med. Michaelis, prakt. Arzt und Spezialarzt in Walsenburg in Schlefien. Die Pflege des erkrankten Magens. Teil III. Berlin, A. Zimmer.

* Die Krankheiten der Athmungsorgane und deren Heilung. Von Dr. Aug. Dies, Oberarzt I. Klasse in Hannover. Berlin, A. Zimmer.

* ...

die Unterlebung der bergestalt erkrankten Organe mit Hilfe des Mikroskops läßt augenblicklich wahrnehmen, daß die schon bei dem ersten Anblick aufgegriffene Vermuthung, man habe es hier mit parasitischen Pilzen zu thun, eine nur allzu gerechtfertigte war. Doch je weiter die Prüfung vordringt, desto klarer wird es, daß es sich hier nicht um eine einzelne Pilzart, sondern um das gleichzeitige Auftreten deren mehrere handelt; und das schließliche Resultat ist auch insofern ein interessantes und überraschendes, als es für ausgemacht gelten muß, daß einige dieser diversen Pilzarten nicht mit anderen, ebenfalls auf Weizen vorkommenden und bereits beschriebenen identifizirt werden können, sondern als bis jetzt unbekannt erklärt werden müssen.

Wir können uns auf eine detaillirtere systematische Beschreibung der betreffenden Parasiten nicht einlassen, sondern wollen nur erwähnen, daß die neu aufgestellten Spezies zu den Kernpilzen gehören, zwei zu den ersten und die dritte zu den zweiten. Auf den kranken Weizen tritt Sphaerella exitialis Morin., auf beiden Weizenarten, vornehmlich aber auf der unteren auf, und veruracht mit der ebenfalls neu aufgestellten Septoria Brosiana Morin. und den zwei weiteren Spezies lange auf Weizen bekannten Arten der nämlichen Gattung: Septoria graminum Desm. und Septoria Tritici Desm., deren Misserfolg und verweiltes, geträumtes Aussehen.

Die kranken Weizenstängel erhalten ihr charakteristisches dunkelstreifiges Kolorit durch die Anwesenheit zahlloser Perithezien des Ophiobolus herpotrichus Sacc. var. brevicaesa Morin. und der unteren, ebenfalls massenhaft vorkommenden Hendersonia herpotricha Sacc., wofür letzterer Pilz mit dem Ophiobolus verhältnißlich in Generationswechsel steht und als dessen Perithezienform anzuziehen sein dürfte.

Was endlich die Aehren anlangt, so tritt auf diesen eine förmliche reichhaltige Flora unterschiedlicher niederer Pilzformen, meist zu den Sphynneten oder Sphynneten gehörig auf. Da finden wir vor allem das gemeine, überall auf jeder möglichen Substanz erscheinende Cladosporium herbarum Lk., ferner das kaum minder häufige Macrosporium commune Rabu., dann eine Varietät der ebenfalls äußerst verbreiteten Torula herbarum Lk., ein nicht näher zu bestimmendes Coniothecium und einen, vielleicht in die Nähe von Tubercularia zu stellenden Pilz, sowie untermengt einzelne Häufchen von Epicoccum purpureosens Ehrh. Der oben erwähnte, zart grauviolette Leberzug der Spelzen dagegen wird durch Fäden von Cylindrium carneolum Sacc. hervorgerufen.

Erwähnen wir schließlich noch, daß zahlreiche bergestalt kranke Weizenpflanzen auch in Menge den bekannten Streifenrost, Puccinia straminis Fuck und andere einen weiteren Kernpilz, die Leptosphaeria Tritici Pass, gleichzeitig tragen, so wird man wohl zugeben müssen, daß die Erkrankung eine derart heftige ist, wie sie sonst — bei Weizen wenigstens — kaum jemals vorzukommen pflegt.

Das eigentliche, als neu zu bezeichnende Uebel wird durch das Auftreten der drei, von Morini als neu beschriebenen Pilzarten bewirkt, und ist schon an und für sich sehr wohl im Stande, den Weizenkulturen den allerempfindlichsten Schaden zuzufügen. Es muß ja auf der Hand liegen, daß Pflanzen, welche derart mit Pilzen bedeckt sind, wie sie oben beschrieben wurden, und obendrein, wenn diese Pilze auch noch um vieles kleiner und schwächer sind, keine genügende Entwicklung erreichen und ihre Körner nicht ausbilden können. Ereignet es sich nun aber gar, daß außer diesen drei Schmarogern noch acht weitere, in Summa also deren nicht weniger als elf — auftreten, und zwar alle zu gleicher Zeit (solches hat nämlich Morini auf ganzen Feldern beobachtet), dann ist es klar, daß die Weizenpflanze verloren ist, und hierzu kommt endlich sogar noch der erschwerende Umstand, daß ein beträchtlicher Theil dieser Parasiten die Aehre direkt angreift; wenn zwar auch, wie Morini erklärt, die Körner selbst keinerlei Pilzvegetationen aufweisen, vollständig und gut können sie doch auf gar keinen Fall werden.

Argend einem Zweifel kann es sohin gar nicht unterliegen, daß wir hier einen neuen und außerordentlich gefährlichen und verderblichen Weizenfeind gegenübersehen. Den 46 schädigenden, allein auf Weizen vorkommenden Pilzschmarogern, welche Voglino in seiner neuesten Schrift über die Parasiten

der Getreidearten namhaft macht, gefellen sich nunmehr also 3 weitere und besonders schlimme zu.

Ob das Uebel aus Italien weiter sich verbreiten wird, diese Frage läßt sich vorerhand nicht beantworten; Italiende ist es aber, daß Schreiber dieser Zeilen im vergangenen Sommer in der Umgebung von Gort, im stierreichischen Küstlande Exemplare der Septoria Brosiana Morin. aufgefunden hat und zwar ebenfalls in Gesellschaft der dort sehr gemeinen Septoria Tritici Desm. Von den beiden neuen Kernpilzen hat dagegen trotz eifriger Suchens keine Spur zu entdecken.

Eine Bekämpfung des Uebels ist bisher übrigens — soviel darüber zu erfahren war — in Italien noch nicht versucht, ja sogar nicht einmal in Aussicht genommen worden; freilich würden sich einer solchen auch, schon wegen der Komplexität und der verschiedenen Faktoren, sehr bedeutende Schwierigkeiten in den Weg stellen.

Ueber die Herstellung einer dauerhaften Dreckschnecke.

Das Entkommen unserer Kulturengebiete geschieht gegenwärtig hauptsächlich mit der Flegelmaschine, aber in kleineren Wirtschaften ist auch der Flegelhandwerk auf der Tenne noch gebräuchlich. Eine feste, neue und lange dauernde Schneckenbremse ist daher für den Dreckschneckenbau ein Hauptverdienst. Ist diese mangelhaft geworden, das sie neu angelegt werden muß, so veruracht bekanntlich die oft wochenlang andauernde Anlegung meist große Unannehmlichkeiten, wenn man die Sozialitäten gerade benugen will.

Zunächst ist bei der Anlage darauf zu sehen, daß die Seitenräume der Wanne, nicht etwa tiefer, sondern etwas höher zu liegen kommen als die Tenne, damit den Wägen weniger Gelegenheit geboten wird, von unten herauf in die Tenne zu treten. Bei der Neuanlage hat man gewöhnlich den alten Lehm an, dann wird etwas feiner Lehm darüber gebracht und mit Wasser zu einemgeicht, daß die Masse sich mit den Füßen kneten läßt. Wie nun die Erfahrung lehrt, ist es durchaus notwendig, wenn man eine dauerhafte Tenne herstellen will, den alten Lehm vollständig zu entfernen und die Tenne jedesmal nur aus frischem Lehm anzulegen. Auf die Wahl des Materials ist ebenfalls die größte Sorgfalt zu legen und dem schwereren und zähen Thone ist der Vorzug zu geben. Nachdem die alte Schneckenbremse befestigt ist, wird das frische Material auf dem Hofe eingewickelt und zwar dermaßen, daß dies einen guten harten Teig bildet, welcher dann auf eine schmale Sandunterlage in der Schneckenbremse in einer Höhe von 12 bis 15 Zoll gleichmäßig aufgetragen wird und mit dem Frischen ordentlich festgerollt werden muß. Die weitere Verarbeitung der Masse geschieht bekanntlich mit den Schlägeln. Bei fortwährender Vertiefung des Wassers der Masse bekommt die Masse, welche täglich angebrochen werden müssen. Den Sonnenstrahlen darf die Masse direkt nicht ausgesetzt sein, die Thore müssen dann nöthigenfalls vorgehoben werden. Ist nun die Tenne ganz trocken, so nicht man Handschuh darüber, ungefähr 4 Finger, und läßt die Tenne 2 bis 3 Tage unberührt, damit daselbst in die kleinen Wägen sich hineinziehen kann. Nun wird der Hammerschlag über das feuchte Blut getrennt und täglich einmal mit dem Schlag bearbeitet, bis endlich absolute Festigkeit eingetreten ist. Bei den erforderlichen Entweihen in die Schauer ist es trotzdem im ersten Jahre ratsam die Tenne mit Brettern oder Stroß zu belegen, damit durch die Wägen oder das Hindurch keine Vertiefungen entstehen können. Später wird die Tenne so hart wie Eisen und hält viele Jahre. G. H.

Frühjahrsbestellung der Zeinäher.

Je nach den gegebenen Witterungsverhältnissen, März, April oder Anfang Mai wird der über Winter in der Tanne zurückerlegene Acker, sobald er abgetrocknet, und das Unkraut getilgt ist, abgeegnet. Das Eggen wird so lange fortgesetzt, bis die tief aufgeworfene Furche wieder eben ist. Hieran wird gewaltat. Nach dem Wägen wird der Boden durch den Schälplag zu flach als möglich geschält, denn es handelt sich darum, die Winterfruchtigkeit möglichst zu erhalten, welcher der Weizendring bedarf. Dadurch, daß der Acker gewalzt worden, läßt sich das Schälten leichter bewerkstelligen. Der geschälte Boden wird vor dem Säen wieder gegart. Man bedient sich hierzu bei der hölzernen Eggen, weil die eiserne zu tief greifen. Wollte man den Acker nach dem Schälten nicht eggen, sondern gleich säen, so würde der Weiz in Reihen zu stehen kommen, wodurch er gleich in Stengel werden würde. D. L. bid. und dürrtengedalt. In der Acker durch höhere Regen abgeegnet, so wird der Zeinäher gelöst. Vortheilhaft dazu stellt, sich die Zeinäher mit einem Mißern nämlich, als man gelühte Sandhüter nicht zur Verfügung hat. Das Sandhüter muß vor Tagesanbruch oder gegen Abend gelühten, wenn Windstille herrscht. Ist nun gelüht, so muß die Saat eingewalzt werden, möglichst mit hölzernen Eggen. Darauf läßt man zum zweiten Male die Wägen geben. Diese Wägen

von Preis und Dauer ergibt ein Facit, welches den Erfohrungsgrad bekfichtigt, das die besten Stoffe auch stets die billigsten sind.

Es kame also nur darauf an, Unwissende oder Zweifler von der Trefflichkeit des Flachses zu uberzeugen.

Die Stimmen, welche den leichten Baumwollstoff als lustiger und billiger preisen, vernahmen, sobald ihre Zuhorer durch die Praxis sich uberzeugen. Demjenigen aber, welche sich unter die schlagenden Flugel der grofmachtigen Gattin, Mode's sticht, entgehe ich, die Angst ist doch noch ein hohere Gfittin, vor der auch die hoffartige Mode sich bengen mug. Das Kinnen aber ist eine personifizierte Angst, denn es macht uns gefunder, zufriedener, besser und glucklicher.

Jeines korperliche Wohlbehagen, welches frisches Kinnen auf uns ausubt, vermag nur derjenige ganz zu wurdigen, der es lange erbeutet hat. Welch' Schicksal in des Sommers Glut wie linde fillende die Schmerzen blutender Wunden, entzunder Glieder.

Wer im reichlichen Besitz keinen Kinnens sich befindet, entbehrt noch gern den falschen Kinnus von Baumwollensstoff und prunkender Seide und er wart selbstbewuht und zufrieden auf die durch eigenen Fleis erworkten Schtze blicken.

Und dieser eigene Fleis ist es, welcher die Basis fur untergeitiges und gemuthliches Wohlbehagen bildet.

Es lafit sich nicht leugnen, das der Flach ein bedeutenden Einflu auf die Deutschen ethische Charakterentwicklung. Vorzugsweise seinem Kultus verdanken wirs, das bei uns die Arbeit zu Ehren gelangte und Jahrhundert hindurch sich in Ehren erhalt.

Gleich der Spindel in Dornroschens Schlof hat der antike Recken hier und da, noch bis auf die jungsten Tage, in manchem aristokratischem Hause ein Asyl gefunden.

Damit es der Trivoltat der Neuzeit nicht gelinge, sie zu entnunden, rufen wir als gute Patrioten und Philantropen die lieben, tugendhaften Hausfrauen auf zu unserer Hilfe; denn wir wissen wohl, das wir ohne sie nichts vermogen.

Ihr werdet uns Euren Beistand nicht verlagen, wenn ihr gedenkt der Fulle des Glucks und der Zufriedenheit, die unseren Vorfahren einst Spinnrad und Webstuhl im stillen haushlichen Kreise bereiteten. Seitdem beide verbannt sind, aus Bourdoir und Salon nicht nur, sondern auch aus Wohnzimmer und Madegstube haben die notorisch unglucklichen Ehen in ersprechender Weise zugunommen.

Der Zusammenhang beider Thatfachen liegt ja auf der Hand. Streiten liefe sich nur um die Frage: Ob die Erliierung des Todens dem haushlichen Sinn der Frauen den Todesstos gegeben, oder umgekehrt. Zeit steht, das die Sorge fur Erhaltung und Wehrung des kinnenen Hausgutes unsere Frauen nicht allein oblag als eine ihre unabweisbare Pflicht, sie galt ihnen als liebe Gewohnheit, war ihnen zum Herzensbedurfnis, zur unentbehrlichen Lebensfreude geworden. Wie viele einsame Stunden fillte sie aus! Wie weite und nahrte sie das Interesse fur Feld und Flur, fur Speicher und Vorrathskammer! Welch' schones humanes Band schlang sie

um die Gobieterin und das Hausgefunde, das sie mit ihr zu gemeinsamer Arbeit vereinte! Wie fest grundete sie den edlen Stolz auf „des Hauses Pracht!“ Sie war nicht der Rinderzucht eine der sufigsten Fesseln, welche das Weib mit ihrem trauten Heim unloslich vereinte.

Kraf dann ein freundschaftlicher Besuch ein, so wurden Kamine durchwandert, bis zur Kaminette der Herrin, wo die blutenden Kinnens sich aufhalten und der schimmernde Reichthum blühenden Kinnens gebuhrend bewandert wurde. Auch einen Aufgang unternahm man, um das durhlende Klinge zu baden in den blaugruenen Wogen des Flachsfeldes, aber dem tausend bunten Falter schwebten. — Das war eine Pracht, eine Lust, wie sie heute der Glanz keines Ballsaales zu entfallen vermag und — es blieb am nachsten Morgen keine Wignane zuruck.

Was unsere Voralten bewog, kinnene Schtze zu sammeln, war nicht sterile Sammelwuth, nicht schwender Geiz oder eitle Prunksucht. Es galt vielmehr ihre eifrige Sorge der Befriedigung eines unabweislichen Bedurfnisses.

Die werdende Mutter schaffte mit fleisiger Hand und sufigem Vorempfinden die erste Ausattung fur die erstofften jungen Weltbuerger. — Und wenn sie da ist, die stolze Schaar der Kinder, — der kleinen „Reisestuel“, — so heist es: „Tue dich auf, Selam! — spende deine Schtze!“ — um sie kinnentlich in Wasche sauber zu halten; denn der Kinder, „Sauberkeit“ ist der Thermometer, an dem man den Werthgrad der Mutter abzulesen pflegt. — Naht dann die Zeit, in welcher die fluggen Vogel aus dem Neste fliegen, — dann mug die Mama gar manchen tiefen Griff in ihre Schatzkammer thun, denn jedes will seine eigene Ausattung, um sich — mit Anstand — in der Welt sehen zu lassen. — Man hat mir gesagt: „es ist ein unzulassbarer Fortschritt, das man die lafige, unliebsame Arbeit, die mit der Gewinnung des Gespinnnes aus der Flachstaube verbunden, von den Schultern unserer garten Frauen heben und sie dienfertigen Handen uberautwortet oder von Maschinen ausfuhren lafit, um dem strebsamen Geiste des Weibes Raum und Zeit fur eine hohere Ausbildung zu gewahren.“ Ich verneine das theilweise zutreffende solcher Behauptung durchaus nicht; — doch um so mehr halte ich fest an meinem Kompromissvorschlage. — Einen Hausfreund, der uns dazu hilt: das „heimliche Nest“ liebgewinnen ubber alles, durfen wir nicht verabschieden.

Zu einer so intimen Freundschaft vermag uns aber nur die eigene Arbeit zu verhehlen. Fremdes Gespinnst bleibt ein jervoller Mietzling, den man wohl ausbeuten, doch nicht erlieren kann, auf dessen bezahlte Dienste man wohl ettel doch nicht stolz sein darf.

Nur an dem „Hausknecht“, das aus ihrer schaffenden Hand hervorgegangen, hangt die deutsche Hausfrau mit einer Pietat, die zwischen Wiege und Bohre das Herz erwarmt.

Und wenn in Todesdichten sich schlicht des Lebens Buch, redt man die Lebensmatten noch mit dem Leichentuch.“

Tand- und Hauswirthschaft.

Eine neue Krankheit des Weizens.

Seit dem Jahre 1880 schon tritt in einigen Gegenden der Apenninischen Halbinsel — am heufigsten in der Umgebung von Bologna — eine bisher noch nie bekannte parasitäre Krankheit des Weizens auf. Da diese Erscheinung an und fur sich von Interesse fur die Landwirthschaft ist, ausdem aber auch die Moglichkeit sehr nahe liegt, das das fragliche Uebel sich weiter verbreiten und anderwarts ebenfalls den Weizenbau schadigen konnte, so macht aufgrund der Untersuchungen des Dr. Morini B. v. Thinen daruber in Fuhlings' Landwirthschaftlicher Zeitung nachstehende Mittheilungen:

In der Regel zeigt sich die Krankheit — wenn auch nicht ubberall intensio — uber den ganzen Ader verbreitet und zwar tritt sie immer im Monat Juni in die Erscheinung. Die Weizenpflanzen zeigen einen im allgemeinen schwachen, schwachertigeren Wuchs als solches sonst der Fall ist; Wurzel und Sturzels sind normal entwickelt, die Blatter dagegen lassen

sofort ihre schwere Erkrankung erkennen: sie sind gelblich-brann gefarbt, runzelig, schlaff und wie wellend herabhangend und viel kurzer als bei gemunden Exemplaren, zumeist auch in ihrem oberen Drittel derart verformt, das sie fast schiebig genannt werden konnen. Die Blattspitzen zeigen sich mit schwarzlichen Streifen und gegen ihren unteren Theil, am Halmsnoten, ausdem auch mit kleinen dunklen Punktchen bedeckt, wahrend der Halm selbst keinerlei Abnormitat erkennen lafit.

In besonderm Mahe aber bemerkt man den krankhaften Zustand der Pflanze an den Aehren. Wo diese an den Halm befestigt sind, findet sich regelmahig ein fast schwarzer, ringformiger, krustenartiger Leberzug, die Epelgen sind schwarz grau-rosa intrustrirt und durch sehr zohreiche, angestreifte kleine Punktchen von dunkler Farbe charakterisirt. Die Spindel zeigt sich bei weiter vorgeschrittener Infektion hart und beugebogen, die Carxopien sind ziemlich atrophirt und verhartet, lassen aber nicht die mindeste Spur einer Pilzvegetation erkennen.

zum Leben gehorte. Einer geachteten Stadt blieb nichts ubrig als sich an die Gnade ihres Wiberfuchers zu wenden und mit ihm zu handeln, bis er sich bereit finden lie, bei Kaiser und Reich die Aufhebung der Acht zu erbiten. Man kann sich leicht denken, wie es bei solchem Handel zuging.

So geschah es, das am heiligen Dreifonigtage 1541 in der Stadt Goslar die Urkunde verlesen ward, welche die Acht uber die ungluckliche Stadt aussprach. Dies geschah auf Anstiften des Herzogs von Braunschweig, der sich beim Kaiser daruber beschwert hatte, das die Stadt sich unterfangen habe, den Gorge und Kammelsberg bergumamlich zu benutzen, da doch beide nicht zu ihrem Gebiet gehorten, da sie zwei Meilen von der Stadt entlegen waren, und, wie allbekannt, das Stadtgebiet sich nicht uber eine Meile von den Wauern der Stadt erstreckt.

Auf der Stelle sandten die Burger von Goslar einen ihrer Ahtmanner an den Reichstag, der nach langem Flehen den Kaiser zu der vorlaufigen Entscheidung bewog, er wolle einen Herold nach Goslar senden, der die Sache an Ort und Stelle untersuchen und leben solle, wo denn eigentlich der Kammelsberg lage. Die Stadt war zur Zahlung der fur jene Zeiten ungeheuren Summe von 40,000 Goldgulden verurtheilt und ausdem sollte sie 12 Stuck schwere Geschiwe liefern und diese auf ihre Kosten nach Brunsel schaffen.

Wierzehn Tage nach Ostern langte der Herold in Goslar an und die Stadt befand sich noch immer in der Acht. Er wurde nach dem Kammelsberge gefuhrt und konnte sich ubberzeugen, das von ihm, an den der Gorgeberg sich anschlieft, die Stadthurste fast mit der Hand zu erreichen waren. Er erstattete Bericht an den Kaiser und that es, es mag ein wohlmeinender Mann gewesen sein, im Sinne der goslarer Burger. Bald darauf erging denn auch eine kaiserliche Entschliesung und Se. Maj. fand sich bewegen, das die 40,000 Goldgulden trotz alledem gezahlt werden mufsten, auch die 12 Stuck schweren Kalibers mufsten geliefert werden, doch sollten sie auf Kosten der Stadt nur bis Sella geschafft werden. An dem genannten Orte konnte Goslar seine Pferde zurucknehmen, das Geschirr dagegen mufte bei den Kanonen bleiben. Arme, biedere reichstidtrige Dulder! und gab es keinen Kammelsberg und wohnte ihr auf dem Gorgeberge, ihr baltet, wenn es hoch gekommen ware, mit euren Pferden auch noch ihre Geschirre gerettet.

So vieltartig waren die Mittel der Machthaber jener Zeit, um das in Sparnis erworbene Eigenthum der arbeitenden Volksschassen an sich zu bringen. Tausendfache Wege standen ihnen offen, das Erworbene aus den fleisigen Stadten in ihre verschlingenden Rantle zu leiten. Freilich giebt oft das Schicksal indem es nimmt und nimmt indem es giebt. Vergebens wird man sich bemuhen, wenn einst alte deutliche Sitte an den furstlichen des ganzen heiligen, romischen Reiches, in Land- und Markgrafschassen, in Bisthumern, Abteien, Pralaturnen, Reichsgraf- und Reichs-Freiherrschassen aus dem zerfallenden falschen Pomp und Klitter hervorgehohet werden soll. Alle Mufie wird hier vergeblich sein, aber in den Reichstaden wird man ihre Spuren unentloslich finden. Arbeitsamkeit, Gemuthsamkeit, Freiheitliche, Gerarbeit, Wildthigkeit, Gastfreundschaft waren heimlich in den Reichstaden und sind jetzt in die stillen Wauern der anspruchlosen freien Stadte gefluhtet. Je weniger die eben genannten Tugenden an den furstlichen, deren Zahl damals Legion war, gemunden wurden, desto krattiger gediehen sie inmitten des Burgerthums der freien Stadte. Der Freiheit und dem unter ihr sich entfaltenden Gewerbfleife verdankt die Welt einen grofen Theil nothwendiger und nutzlicher Kinnfe. Papier, Brillen, Uhren, Gewerbrockner, Winbblischen erlangt der Reichstidtr. Die Buchbinderkunst ward zu Mainz erfunden. Die ersten deutschen Holzschneide kamen in Nurnberg, die ersten Spielkarten in Ulm zum Vorschein. Noch jetzt steht in den kleinsten deutschen Reichstaden irgend ein Gewerbe in Bluthe: Nordhausen brennt Brauntwein fur adrtig Meilen im Umkreise, die flanellenen Rade der oberhalbigen Buererinnen werden in Muhlhausen gefarbt und gedrukt, Nordlingen webt Leinwand, Dindelsbluht Strimpfe und Gingen bleicht schoner und weifer als Hollands herbitote Feinleinen.

Der Reichstidtr, genohnt seinen geraden Weg zu wandeln, kennt die Abwegeigen der versteinerten Welt nicht. Er spricht wie er denkt, nicht sagt er was er sagen mufte, weil er es nicht denkt. In seinem Gott gruif euch! liegt seine auf-

richtige Meinung, und hnge es von ihm ab, Gott mufte sich unbedingt der Dohut desjenigen annehmen, dem er sein Gott behut' auch zuruft.

Goslar genieft aufer der Ehre eine freie Reichststadt zu sein, noch die, in dem Herzog von Braunschweig einen Schirmherrn zu haben. Zu dieser Ehre gelangte sie auf folgende Art und Weise: Die Burger konnten ihrer Gutmuthigkeit zum Trotz die uber sie verhangte Acht, die 40,000 Goldgulden und die 12 Kanonen nicht verjammern, sie saumen auf Nach, denn sie waren zu jener Zeit noch nicht so obnmachtig, das sie durch solchen Gebanten sich lacherlich gemacht hatten. Der Zufall kam ihnen zuhilfe und fuhrte bald eine Gelegenheit herbei, die sie in ihrem Unmuth mit beiden Handen ergriffen. Die Braunschweiger waren mit ihrem Herzoge zerfallen und hatten ihn verjagt. Die von Goslar machten sich dies zunutze, nahmen die zwischen Kammelsberg und Goslar gelegene Harzburg ein und zerstorten sie. Dies geschah im Jahre 1541, ein Jahr nachdem sie von der Acht befreit worden waren. Darauf traten sie dem Schmalkaldischen Bunde bei, verbundeten sich mit den Braunschweigern, nahmen Wolfenbittel ein und sandten dem vertriebenen Herzoge einen Selbstbrief. Das war ein offenes und kuhnes Vergehen, in dem niemand ein Unrecht erblicken konnte. Elf Jahre verjammern, bevor der Herzog sein Muthschen an denen von Goslar fuhlen konnte, es geschah dies erst 1552, nachdem er wieder in den Besitz seines Landes gelangt war.

Da sandte der Herzog eines Tages seinen Sohn Philipp mit 1700 Kambtsknechten und 700 Reitern vor Goslar. Dieser besetzte die nahen Berge mit Geschu und feuerte 132 Kugeln auf Goslar ab, die indes seinen weiteren Schaden anrichteten, als das sie eine im Stadtdarum schimmende Ente tdteten, und ferner warb er 600 Waldobohner zum Ausweren von Kambgraben. Man wird nun erwarten, das die Goslarer sich zu heldenmuthiger Verteidigung angeschickt hatten, dies geschah aber leider nicht, vielmehr kam es zu einem Vergleich, der so schimpflich fur sie war, das der Verdacht nahe liegt, einige treulose Rathsglieder hatten die Stadt dem Herzoge schandlich verkauft. Die Goslarer verloren dadurch den Kammelsberg, der ihnen im Jahre 1016 von Kaiser Heinrich geschenkt worden war und den sie mit Verlegenheit aus Franken bergumamlich bebauten, ferner mufsten sie das ganze Gebiet, viele Berge und Thaler, welches sie von Albrecht von Jella mit Zustimmung der damaligen Herzoge von Braunschweig fur baures Geld erkauft hatten, dem Braunschweiger abtreten, mufsten alle Schuldheine und Obligationen ohne Entschadigung herausgeben; ferner mufsten sie zehn Stuck Geschutzhohre schweren Kalibers in Nurnberg gieken lassen und dem Herzog nach Keiffenburg liefern, jede Schuldfrage und Forderung der braunschweigischen Unterthanen und Schutzgermunden abtun, und fur den Schutz und Schirm, dessen sie sich von nun an seitens des Herzogs von Braunschweig erreeuen sollten, hatten sie jadrlich 500 Gulden Schutzgeld nach Wolfenbittel zu senden. So mufte die gute Stadt Goslar alles hergeben was sie hatte, weil sie sich herausgenommen, es unrecht zu finden, das man ihr alles hatte nehmen wollen.

Ein Jahr nach Abschlu dieses Vertrages erschien noch der Graf von Mansfeld mit einigen Kambeln vor Goslar und mufte mit 1000 Goldgulden und einer Kanone abgefunden werden. Im Jahre 1494 gefiel es dem Braunschweiger, die Schafe und Rafe der Goslarer am hellen Mittag unter den Stadtmauern von der Weide zu treiben. Die Burger setzten den Heerdenrubern nach, der Herzog hatte aber einiges Wolf in den Hinterback gelegt, dieses fiel den Goslarern in den Riiden, 20 Burger wurden erschlagen und 400 schlepten die Rauer sammt den Herden fort. Das arme Goslar mufte seine gefangenen Burger mit 3000 Goldgulden losen und, was noch schandlicher war, der Hofnar des Herzogs Hans Giesenberg erprekte noch ausdem 12,000 Gulden fur seinen gnadigen Herrn. Die einfuhrten Burger waren auf verschiedene Aemter und Schlofer vertheilt, Giesenberg, mit einer Vollmacht vom Herzog ausgeruht, ging mit einem Ende und thorigen Brigel von Amt zu Amt, von Schlof zu Schlof und tourte die Gesangenen mit seinem Stode, wobei er es vornehmlich auf die Schienbeine abgesehen hatte, so lange, bis er seinen Zweck erreicht hatte.

Nun hatte Goslar Ruhe und Frieden, moiaht die arme Stadt funf Jahrhunderte hindurch vergebens geschmachet hatte. Goslar war gantzlich verarmt, es hatte nichts mehr



und geriet seiner Armut wegen bei Fürsten und Herren in Vergeßlichkeit.

Goslar, das einst blühende, von Kaisern und Fürsten geehrte Goslar, wo Otto I. Hof hielt und zahlreiche Urkunden vollzog, wo Heinrich IV. seine Weidnachts durch weinreiche Banquette und glänzende Turniere feierte, wo in den Jahren 1114 und 1154 lärmende Reichstage gehalten wurden, ist jetzt arm, öde und menschenleer. Die einzige Quelle des Erwerbes in dieser Zeit war die die Stadt durchfließende Gosse, aus deren Wasser ein Bier, Gose genannt, gebraut wurde, das seinen trefflichen Eigenschaften halber in ganz Mittelfachsen berühmt war. Dieses Bier und die Mutterpennige, welche die göttinger Studenten auf ihren Harzwanderungen hier zurückließen, bildeten lange Zeit die einzigen Nahrungsquellen. Auf ihrem alten, mehrere Meilen im Umkreis umfassenden Territorium darf sie wieder säen und ernten und ihr Vieh zur Weide treiben, aber nur so lange als es dem Herzog von Braunschweig beliebt. Jedem Augenblick kann er diese Erlaubnis wieder zurückziehen.

Die Stadt zählt 1800 Wohnhäuser und wenig über 5000 Einwohner, so daß auf jedes Haus nicht voll drei Menschen kommen. Am Tage 1780, am grünen Donnerstag, brach Feuer aus und 237 Wohnhäuser mit 4 bis 500 Nebenbüchern brannten nieder. Etwa 100 Häuser mögen wieder aufgebaut worden sein und diese sind mit roten Ziegeln gedeckt, während die Bedachung der andern noch aus schwarzen Schindeln besteht; die übrigen liegen noch in Ruinen. Diese Schutthaufen auf der ausgebeuteten Brandstätte, das Verwitterte der alten schwarzgranen Gebäude, das ausgepöhlte, in kläglichem Zustande befindliche Straßengiebelwerk der Stadt ein überaus ödes, trauriges Ansehen. Der große Brand hat den Preis der Häuser keineswegs geteigert, er ist hier in der ehemaligen Reichstadt niedriger als im kleinsten niedersächsischen Dorfe. Ein großes Wohnhaus mit Braugerechsam kostet 400 Thlr., ohne Braugerechsam 150 Thlr. Ein Haus mit 6 bis 8 bewohnbaren Kammern bringt 20 Thlr. Wiese jährlich. Ein Haus aber, das jetzt für 400 Thlr. zu haben, ist in der Blüthezeit der Stadt mit 4000 Thlr. bezahlt worden.

Zwei Körperchaften führen das Stadtr Regiment, ein allgemeiner und ein enger Rath. Der erstere besteht aus zwei Bürgermeistern, einem Syndikus und einem sogenannten Wortfalter und 24 Rathsherren, den engeren Rath bilden die beiden Bürgermeister, der Syndikus, der Wortfalter und die Hälfte der „Sechsmänner“ als Assessoren. Diese Sechsmänner werden von den Achtmännern, so nennt man die Präses der Gilden, gewählt. Das Niedergericht besteht aus dem Stadtvogt und dem Stadtschreiber, welcher letztere zugleich Polizeimeister ist. In allen unbedeutenden Sachen befindet sich das Niedergericht, wichtigere Sachen gehen dann an den engeren Rath, dieser entscheidet und läßt das Urtheil an das Niedergericht zur Execution zurückgehen. Alle Criminalsachen kommen gleich vor den engeren Rath, und vor zwanzig Jahren wurde hier noch geoltert, jetzt allerdings nicht mehr, aber abgeschafft ist die Folter darum nicht. Alle die ganze Stadt betreffenden Verhandlungen, alles was das Vermögen der Stadt angeht, gehört vor den allgemeinen Rath, muß aber auch den Gilden und Gemeinden vorgelesen werden, ohne deren Zustimmung kein gültiger Beschluß gefaßt werden kann. Ueber diese Regierungsform läßt sich böses eigentlich nicht sagen. Zu den Zeiten, wo sie eingerichtet wurde, mag sie die beste gewesen sein, die man haben konnte, jetzt ist sie ein aus dem Alterthum herübergenommenes, stoffloses Ding und der Verbesserung dringend bedürftig, denn auch vieles Gute an ihr ist zu irrevernen Mißbräuchen entartet. Die Gleichgiltigkeit ist aber so groß in allen Schichten der Bevölkerung, daß man zu Aenderungen sich noch nicht hat entschließen können.

Je besser in früheren Zeiten Goslar mit waffenfähiger Mannschafft versehen war, desto ohnmächtiger ist es jetzt, seine gesammten Offensiv- und Defensiv-Anstalten bestehen aus zwei Thürmächtern, acht Nachwachtern und zwanzig Soldaten. Die im Engange meiner Beschreibung erwähnte Warte ist mit einem dieser Kräger besetzt. Zu den Zeiten seiner Blüthe zahlte Goslar 400 Gulden zum Reichsmatrikel-Umschlage, jetzt nur 60 Gulden. Zu einem Kammerzieler giebt sie 184 Gulden 10 Kreuzer.

Goslar hat einen Dom, den Kaiser Konrad I. 919 auf der Harzburg stiftete. Wahrscheinlich war Goslar damals noch nicht vorhanden, oder doch sehr unbedeutend; 1040 muß es aber schon Bedeutung gehabt haben, denn in diesem Jahre verlegte Heinrich III. den Dom nach Goslar aus Friedrich Barbarossa, der ja so viel für die Städte that, hatete ihn mit Privilegien aus. Die Bildnisse dieser drei Kaiser sind oben am Fenster in trefflichen Farben gemalt. Der Dom ist ein freies Kirchschiff und hat unmittelbare Gerichtsbarkeit. Probst und Scholastikus sind katholisch, die sechs Canoniken lutherisch. Das alte Gebäude ist reich verzierth mit Pfeilern und Altarbildern. Am Altar steht der sog. Kaiserstuhl von Heinrich III., er ist von Eisen und hat drei kleinere Stufen. Er fuhr nach der Sage mit Wagen und Pferden hierher, zu einem Kirchthore herein, zum andern hinaus. Das Altarbild, die Einsegnung des h. Abendmahls darstellend, ist ein schönes Gemälde von Lukas Cranach. Indes sitzt oben an der Tafel und schaut sich hämlich nach den Betrachtern um. Eine Schlange, das Wahrzeichen des Malers, liegt unter seinem Sessel. Vor dem christlichen Altar steht ein alter heidnischer Opfertisch aus Erz, von Quaden getragen. Auf demselben soll dem Krodo oder Krotso geopfert worden sein. Der Altar stand vor Zeiten in einem dichten Hain bei der Harzburg, die alten Germanen, Dänen etc. sollen dem Krodo (wahrscheinlich „dem Großen“) allwöchentlich ein Widderopfer gebracht haben. Neben diesem heidnischen Altar liegt der Sarg Mathildens, einer Tochter Heinrich III., sie selbst liegt in Holz geschnitten, darin, und zu ihren Füßen liegt ihr Hündchen Quedel (der Wödel), dem zu Ehren sie die Abtei Quedelbüden gründete. Sie war so schön, daß sich ihr eigener Vater in sie verliebte. An diese Sage knüpft sich eine andere, nach welcher sie sich dem Teufel verpfändete, wenn er sie schlafen läße. Um sich des Schlafes zu erwehren, wählte sie eine schwierige Stickerei, an welcher sie Tag und Nacht arbeitete. Dennoch schlief sie ein, aber stets wachte sie ihr Hündchen Quedel, wenn der Teufel erschien, bis dieser im Grimme ihr mit seinen Krallen übers Gesicht fuhr, die Nase platt drückte, den Mund bis zum Ohr auf- und eins der schönen Augen völlig ausriß.

In der Kirche befindet sich an einem Pfeiler noch ein Christus aus Holz geschnitten, ein wahres Meisterstück was die Geschichtsbildung anbetrißt, von den Frauen zu Füßen des Kreuzes ist die Maria eben so werthvoll, ein Bild der mühsigen Trauer, weniger werthvoll sind die anderen beiden weiblichen Figuren neben ihr.

Ferner hängt in der Mitte der Kirche eine große Krone von Metall mit allerlei Schmuck und Zierathen, welche der Abt von Fulda dem Dome schenken mußte. Es hatte damit folgende Bewandnis. Im Jahre 1063, also unter der Regierung des unglücklichen Heinrich IV., waren die Abte Hildesheim von Hildesheim und Wiedau von Fulda im Dome zu Goslar zusammen getroffen, wo sie sich um den Vorrang tritten. Bei den Reichsversammlungen hatten nämlich die Abte ihren Sitz neben dem Erzbischof von Mainz. Dieser besah beim Kaiser, jene bei der Kaiserin das Erzkanzleramt. Der Bischof von Hildesheim wollte diesmal sich hiemach unterordnen, der Streit wurde heftiger, ihr Gesolge griff zu den Waffen. Der Bischof von Hildesheim hatte den Markgrafen Gebrecht von Sachsen mit Kriegsvolk hinter dem Altar versteckt, dieses brach nun hervor und überfiel die Fuldaer. Es entspann sich ein förmliches Gemel, der Markgraf war mit Weichen bedeckt, und das Blut floß über die Steinfluren hinunter ins Schiff der Kirche. Mitten im Kampfe gewann der Bischof von Hildesheim die Kanzel, von wo er die Seiten zur Tapferkeit anpönte und erklärte, er wolle dieses Blutbad an heiliger Stelle bei Gott, dessen Gesandter er sei, verantworten. Dieß wirkte, die Hildesheimer gannen Terrain und schlugen endlich die Fuldaer aus der Kirche und verammelten die Thüren. Die Fuldaer, nachdem sie sich gesammelt, bezogen eben die Kirche zu stürmen und sie in Brand zu stecken, als lauterliches Kriegsvolk erschien und dem Kampfe ein Ende machte. Der Abt von Fulda wurde verurtheilt, der Kirche jene zierliche Krone zu stiften.

An der Wirth, einem Gebäude aus uralter Zeit, worin einst die Kaiser Hof hielten, wenn sie nach Goslar kamen, das aber jetzt den Gilden und Gemeinen zum Versammlungsort dient, steht unter vielen alten Kaiserin und anderen Figuren an einer Ecke ein Schäferhund mit einem gelben Halsbande und der Umschrift: Auro cura gregis dignissima, etiam: Die

Hut der Herde verdient wohl Gold. Was es mit diesem räthselhaften Wille für eine Bewandnis habe und wie jene Umschrift zu verstehen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Dieses Gebäude, so viel von ihm noch übrig, ist überaus merkwürdig, besonders für den Alterthumsforscher.

Wie oben erwähnt, wird in der Nähe von Goslar viel Bergbau betrieben. Die Bergleute hier verdienen wöchentlich 20 bis 30 Mariengroschen und können in den Wabungen Holz hauen so viel sie brauchen. Die Leute sind keineswegs ungesund, denn es giebt Aeltzigbrüde unter ihnen, welche noch in den Schacht fahren; sie wohnen theilweise in Höhlen, welche von der Natur gleichsam zu Menschenwohnungen bestimmt und von ihr selbst in den Felsen eingehauen wurden. Unbekannt mit dem Gerümmel der Welt, mit den Leidenschaften, welche im gesellschaftlichen Leben einen geßelichen Boden finden, entfernt dem giftigen Hauch der großen Städte führen sie hier zwischen rauhen Felswänden ein friedliches, genügsames, arbeitsames Leben. Nur muß man ihnen nicht in die Schachte folgen und sie bei der Arbeit sehen, sehen wie sie mit hölzernen Messern den Schweiß vom nackten Rücken abschaben und sich tausendfachen Gefahren aussetzen, um der Erde ein Metall zu entwühlen, für welches der Vater seine Kinder, der Sohn die Mutter verkauft, um dessen Besitz der Mensch an Menschen zum Mörder wird, die Fürsten die Blüthe der Jugend ihrer Völker verpeffschen und Dorigkeiten das Geschöpf, welches der Schöpfer nach seinem Bilde schuf, in seinem heiligen Namen hängen und säubern läße.

In früheren Zeiten fanden sich in der Gegend von Goslar regelmäßig Savoyarden ein, welche am Rammelsberge nach

weißlichen Körnern suchten, die etwa so groß wie eine Erbse waren. Die Volkssage umgab diese Körner mit allerlei Geheimnißvollem, in dem das Gold die Hauptrolle spielte, Sachverständige haben inebst später festgestellt, daß es Braunklein gewesen, wonach die Säubler gesucht, und die Benutzten hätten diesen Stein gebraucht, um ihr Spiegelglas damit weiß zu brennen. Seit mehreren Jahren schon waren die Staliener ausgeblieben.

Die Luft in der Gegend von Goslar ist überaus würzig und gesund und das Klima verhältnißmäßig mild, wenigstens steigt die Kälte nicht so wie in den höher gelegenen Harzorten, aber auch die Hitze im Sommer ist drückender, wenn die Sonne in heiterer, regenarmer Zeit den Tag über von den Felsenswänden zurückstrahlt. Das Wasser ist klar und etwas hart, schmeckt aber dem nicht daran Gewöhnten nach Tannenharz.

Die Menschen, welche diese Gegend bewohnen, sind ein Mittelschlag zwischen Berg- und Thalbewohnern, kräftig, starknervig, von mittlerer Status. Es herrscht hier noch eine wohlthuende Sitteneinsicht und neben Gutwilligkeit, Redlichkeit, Arbeitsamkeit werden nur vereinzelt die weniger guten Eigenschaften der Menschenkinder gefunden. Eine Sacht nach Tadel und eine ceremonielle Steifheit glaube ich in den höheren Schichten der Bevölkerung bemerkt zu haben, bei Hoch und Niedrig aber stehen die Religionsgebäude und der Gottesdienst in hohem Ansehen, alle hübsigen aber auch einem traffen Aberglauben, wie man ihn fast in allen Gegenden findet, wo Bergbau getrieben wird. Der Teufel treibt hier noch lebhaftig sein Wesen und von Kobolden weiß jeder etwas zu erzählen, was er selbst erlebt haben will.

Ein vernachlässigter Hausfreund.

Auf grünem, schaumigem Stengel Ein Blüthen sich erhebt, Das unsichtbar der Engel Der Ganslichteit umwebt.

In Extremen finden wir vielleicht kurzen, vorübergehenden Genuß, doch keine dauernde Befriedigung. Das Glück, das in des Herzens Tiefen festwurzelnde, läßt sich nur auf dem Boden der „richtigen Mitte“ kultiviren.

Mitleidig belächeln wir der Gressin Eiser, welche die „guten alten Zeiten“ begeistert preist, schmachlich zurückzinkt und von allen Neuerungen nur Unheil erwartet; — doch recht ablosend ist die Annäherung junger Grünshäbel, mit welcher sie ihre moderne Weisheit zu Markte bringen und schon in den Kinderbüchern sich befähigt fühlen, einen Aristoteles auf die Rumpelkammer zu setzen.

Wann wird sie endlich allgemein gewürdigt und begriffen werden, die goldene Lebensregel: „Prüfe alles — und das gute behalte.“ — Wann werden wir das gebankenlose Schlagwort: „Es ist nicht mehr Mode!“ aus unserer Umgangssprache verbannen, wann aufhören, ein Spielball seiner Unwissenheit zu sein, deren Mutter Eitelkeit, deren Vater Unbuddelbarkeit heißt?

Nicht früher, als bis die Begriffe „Mode“ und „gute Sitte“ identisch geworden; doch in dem Sinne nur, daß sich die erstere der zweiten accomodire.

Um dahin zu gelangen, muß das „grünliche Alter“ mit der übermüthigen Jugend einen Kompromiß schließen, indem sie beiderseits zu Konzessionen sich verstehen. Der Geschichte Goldgruben zu verschütten ist ein Verbrechen an der Menschheit, denn sie bergen unerschöpfliche Schätze der Weisheit.

Wenn wir sie nicht finden, oder — gleich dem Schatzgräber in der Habel — als werthloses „Messing“ verächtlich beiseite werfen, liegt die Schuld nur an uns.

Dem Vorwurf einer solchen Thorheit möchte sich der Autor dieser „Epistel an die Frauen“ nicht gern machen lassen. Darum legt er hier dem prüfenden Auge des Publicums ein Smevel vor, das er in einem verlässigen Schachte entdeckt, — um zu entscheiden, ob es nicht werthvoll und echt, obwohl es, nach seiner Fassung zu urtheilen, schon früher im Gebrauche gewesen und vielleicht (als Unkenntniß oder Dablässigkeit) geringschätzig verkleubert wurde.

Um es für jedermann klar zur Anschauung zu bringen, will ich es der allegorischen Hülle entledigen. Da entspuppt sich

denn aus dem „Edelstein“ ein anspruchsloses Pfändchen: „Der Flach.“ Linum usitatissimum harrte ich Sinn, den „aller-nützlichsten“ Freund des Hauses nimmlich.

Warum haben wir ihn abgebannt? War er nicht tieber und treu, nicht standhaft und beharrlich in seiner Freundschaft?

„Das wohl; aber —“ „Ja! — über dies, „Aber“ ist scharf hinwegzukommen. Seien wir offen und ehrlich gegen uns selbst wie unsere Zeit gegenüber!

Trog seiner päuslichen Tugenden ist der alte überbe Freund aus der deutschen Familie verdrängt, aus den Augen, aus dem Herzen unserer tonangebenden Schönen, — verdrängt durch die schmeichele Seide, die zudringliche Baumwolle und das vielversprechende „Wies des Widders.“

Ich will keinem seiner Nebenbuhler zu nahe treten; nur Gerechtigkeit verlange ich für meinen Klienten, bitte um gründliche Wiederaufnahme seines Prozesses und beantrage schließlich die Aufhebung seiner Verbannung. — Als kein offizieller Bertheidiger steht mir dann auch nicht minder die Widerlegung der auf ihn geäußerten Beschuldigungen zu als die Aufklärung seiner Verdienste und Tugenden.

Was ist's, das man ihm zur Last legt? „Er ist nicht nobel genug!“ spricht ein kleines schnippisches Dämchen.

„Et, meine Gnädige! Sind Sie so wenig kemandert in der Historie und der Weltkunde? Kennen Sie nicht das Evangelium vom reichen Manne, der sich täglich in Purpur und seidliche Feinwand kleidete?“

„Wissen Sie nichts von den orientalischen Fürsten, die seines Gimmes höher schätzten als den Glanz ihrer Diamanten?“

„Er ist zu teuer!“ wirft andererseits eine sparsame Hausfrau ein.

Dagegen protestire ich. Von der anspruchsvollen Seide gar nicht zu sprechen, will ich ihm nur mit der beschriebenen Baumwolle vergleichen.

Es ist richtig, daß diese — um der Konkurrenz die Spitze zu bieten — ihre Dienste zu Sportpreisen anbietet; aber sie sind auch darnach.

Um eine Bekantheit aufrecht zu erhalten, bedarf man eines Beweises. Die unbedenklichste Art des Beweises ist das Rechnen. Ein einfaches Gempe! mit Veranschlagung